

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 212. Bromberg, den 13. September 1936

Ein Mannsbild namens Prack.

Roman von Fritz Reck-Malleczewen.

(11. Fortsetzung.)

Auf einem tief verschneiten Gleis nämlich des Mitauer Güterbahnhofes hielt in jener Nacht, ehemals einem Großfürsten gehörig und nun verwendet als fahrbares Hauptquartier, der Salonwagen des Kommissars der roten Nordwestfront, Petraschewski, und der war, nachdem er am zehnten unten in Litauen inspiziert hatte, auf die Nachricht von dem Verlust der Vorpostenstellungen bei Frauenberg und Doblen sofort wieder hierhergebraust, hatte sich diesen Kavalleriekommandanten Prack kommen lassen, der zwar bei vernünftiger Beurteilung der Sachlage nichts für den Rückschlag konnte; als Deutscher aber dem Letten Petraschewski an sich verhaßt war und drüben übrigens bei den Weißen einen Vetter hatte und somit für die in Petersburg einen ausgezeichneten Sündenbock abgeben konnte.

Was nun Awgostjin Nikolajewitsch Prack anbetrifft, so wußte er natürlich ganz genau, was dieser abendliche Ruf ins Hauptquartier zu bedeuten hatte. So leicht aber sollte dieser ehemalige Advokat aus Riga, der ja ursprünglich Peters hieß und seinen Namen nur eben russifiziert hatte, ihn nicht haben! Er, Prack, war erschienen. Aber er war gekommen mit seiner ganzen Stabswache, die er sich aus Kosaken und ausgewählten und ihm ergebenen und im Grunde durchaus gegenrevolutionären Leuten zusammengestellt hatte. Auf die Dauer würde das ja auch nichts nützen und morgen oder übermorgen würde dieser Peters ihn ja doch bekommen. Heute aber war er machtlos, heute konnte man ihm nach Herzenslust die eigene Meinung sagen! Draußen vor dem Wagen standen wie ein Wall die Reiter und warteten auf ihren Kommandeur, der nun schon eine volle Stunde dort drinnen war. —

Der niedere, mit vergoldetem Preßleder tapezierte Raum, in dessen Ecken man die Heiligenbilder mit groben, aus Zeitungen ausgeschnittenen Porträts von Lenin und Marx überklebt hatte, war überheizt, an der einen Wand hingen, wie in einem wirklichen Hauptquartier, drei große Karten der Nordwestfront, auf dem Tisch hatten die Tartarendiener aus Piroggen, Kronsbranntwein und rotem sibirischem Kaviar eine Sakuska serviert. Zuerst war die Unterhaltung der beiden Herren ruhig verlaufen, der kleine zahnbürstenblonde Lette mit dem Hechtkopf und den Schielaugen war auf seinen zu kurz geratenen Dackelbeinen ein paarmal auf und ab gelaufen, hatte napoleonisch die Arme verschränkt, hatte viel von „Diversion“ und „Operation auf der inneren Linie“ geredet, hatte dann aber, nach einem eigentümlich schiefen Blick, einen anderen Ton angeschlagen . . .

„Weshalb sind Sie eigentlich zurückgegangen?“

„Weil die strategische Lage es erforderte“, sagte Prack und gab die nötigen Aufklärungen.

„Der Zentralrat verlangt raschesten Vormarsch und Sie gehen zurück! Können Sie wenigstens Mitau halten?“

„Ohne Verstärkungen — nein.“

„Wissen Sie, daß drüben die Weißen einen Offizier haben, der so heißt wie Sie?“

„Ja.“

„Wie lange können Sie Mitau halten?“

„Bis morgen mittag.“

„Haben Sie Geiseln genommn auf Ihrem Rückzug?“

„Ja.“

„Wie viele?“

„Gegen zweihundert.“

„Sie werden morgen . . . bis spätestens neun Uhr . . . die Leute erschießen lassen. Ausnahmslos erschießen lassen“, schrie Petraschewski und schien bei der Vorstellung, daß diese Geiseln noch lebten, plötzlich einen Wutanfall bekommen zu haben. Und nun steuerte das Gespräch rasch der Katastrophe zu.

Was nämlich Prack anbetrifft, so wußte er von vornherein, daß er verloren war, und auf keinen Fall wollte er vor diesem Advokaten sich etwas vergeben . . . was aber Petraschweski anbetrifft, so brauchte er, um den anderen in Petersburg anzuschwärzen, den Krach, und suchte ihn und war fest entschlossen ihn zu finden . . .

Und fuchtelte mit der Reitpeitsche herum und steigerte sich absichtlich immer mehr hinein in seine Wutanfälle und griff zunächst mal das alte Thema auf . . .

„Sie räumen also auch Mitau! Warum?“

„Das habe ich Ihnen schon gesagt.“

„Ich verstehe Sie aber nicht.“

„Dann nehmen Sie einen strategischen Aufklärungskursus, Ich bin nicht da, um Ihnen das ABC beizubringen.“ Das war schon sehr stark, das hatte diesem eitlen Menschen noch kein alter Zarenoffizier gesagt . . .

„Wissen Sie, was man mit Ihnen tun wird?“ schrie Petraschewski.

„Ja.“

„Wissen Sie, daß ich Sie sofort verhaften lassen kann?“

„Morgen vielleicht — heute noch nicht“, sagte Prack und zeigte mit dem Kopf hinüber nach dem Fenster, hinter dem die Stabswache stand. Das aber war zu viel, und da kam der andere um den letzten Rest seiner Besinnung und steuerte mitten hinein in eine Eselei . . .

Und riß in seiner Wut samt Tellern und Flaschen vom Tisch das Tuch und trampelte herum in Piroggen und rotem sibirischem Kaviar. —

Und griff in die Tasche und warf, als spiele er nun Trumpfaß aus, auf den Tisch ein Bild.

Das Bild eines deutschen Offiziers, die Vergrößerung eines jener Photos, wie sie unter dem Titel „Ritter des E. K. I“ im ersten Kriegsjahr in allen deutschen Zeitschriften erschienen waren . . .

„Kennen Sie den Mann?" schreit Petraschewski, und Prack nimmt das Bild. Und das Bild ist, wenn man absieht von der fremden Uniform, sein eigenes Ebenbild, Höllenspuk und Zauberei der Tscheka ist das Bild . . .

Und der Prack ist blaß geworden.

Und Petraschewski fuchtelt wieder mit der Peitsche. „Kennen Sie also den Mann?" fragt Petraschewski.

Und Prack zuckt die Achseln.

„Ihr Vetter."

„Legen Sie Ihre Peitsche fort."

„Wissen Sie, daß ein Vetter beim Feinde manchen Rückzug erklärt?"

Das ist ja nun dumm, sinnlos und plump und nur zu verstehen als Ausdruck einer besinnungslosen Wut . . .

„Wissen Sie jetzt, warum Sie Mitau räumen?" schreit Petraschewski.

„Was soll das heißen?" fragt Prack.

„D a s!" brüllt Petraschewski und schlägt zu. Nach des anderen Gesicht. Der Hieb, abgelenkt durch Pracks Griff nach Petraschewskis Handgelenk, trifft nur den Waffenrock. Da dreht ihm Prack den Reitstock aus der Hand und zerbricht ihn und wirft ihm die Stücke ins Gesicht . . .

Und schiebt die Tartaren beiseite, die hereingekommen sind und mit runden und entsetzten Augen die Szene mit ansehen.

Und geht.

Gut tut die frische Luft, prickelt wie Champagner, die Sterne funkeln. Die Stabwache, ein dunkler Reiterwall, wartet vor dem einsamen Bogenlicht, Ninotschka, eingemummelt und rotwangig wie ein hübscher Schuljunge, bringt den Rapphengst. „Krassawtschik", heißt er, läßt sonst nicht leicht aufsitzen, ist heute sanft wie ein Lamm. Was hat das Pferd? Was haben die Leute? Die Leute haben drinnen das Geschrei gehört, das Roß wittert das Schicksal, Leute und Roß wissen, wohin es mit ihm steuert, haben Mitleid mit ihm. Prack pfeift durch die Zähne, wird ihnen das Mitleid noch heute nacht austreiben . . .

Sitzt auf. „Antraben", befiehlt Prack. Die Kolonne trabt. Dann kommt der Thronfolgerboulevard, die Straße ist vereist, von selbst fällt die Kolonne in Schritt. „Russalka, mein Pferdchen", singen die Leute, Prack hört es kaum, schaut hinauf zu den verhängten Fenstern der Biedermeierhäuser . . .

Und lacht vor sich hin. Dort oben wohnten die deutschen Barone, die Barone sitzen jetzt in der Kirche gefangen, und er selbst kommt nun geritten, um ihnen den Tod anzukündigen — wie denn, soll er vielleicht Mitleid mit ihnen haben, wo er nun selbst ein toter Mann ist?

Er denkt zurück. An die Szene mit diesem Petraschewski. „Ein Lette und eine Schlange vergessen nicht", sagt ein russisches Sprichwort, und er, Awgostjin Nikolajewitsch Prack, wird die Szene bezahlen mit dem Leben. Mit dem Leben? Was liegt schon am Leben? Man wird also nie mehr bei Medwedj*) soupieren, wird nie mehr im abendlichen Stall den käuenden Pferden zuhören, nie mehr in Peterhof die großen Paraden sehen. Was liegt daran? Gott ist tot, der Kaiser ist tot, Rußland ist tot — aus den Spalten kroch Ungeziefer, hat Rußland gefressen, was liegt also noch am Leben?

Er trabt wieder an. Am Leben, Awgostjin Nikolajewitsch, liegt nichts, viel liegt daran, daß man gut stirbt und daß dieser Lette ihn nicht in die Hände bekommt. Die Straße krümmt sich. Über der Libauschen Vorstadt liegt ein Feuerschein, den mag der deutsche Vetter angezündet haben. Der Vetter, der keinen Petraschewski über sich hat, der Vetter, der noch nicht unter den Schlitten gekommen ist und noch nicht zu sterben braucht. Prack denkt es und es steigt in ihm plötzlich gegen den anderen so etwas wie Groll auf: bis nachher also, Herr Vetter . . . auf gute Begegnung, Herr Doppelgänger, wir treffen uns am Ende doch noch! Er lacht vor sich hin. Im Hirn keimt für diese Nacht, die ja doch die letzte für ihn ist, ein Plan. Damit ist er schon bei der Trinitatiskirche angekommen. —

Er sitzt ab, ist so beschäftigt gewesen mit Petraschewski, mit dem deutschen Vetter und vor allem mit dem eben ausgeheckten Plan für diese Nacht, daß er im Augenblick ganz und gar vergessen hat, was er eigentlich hier in dieser Kirche soll! Richtig, in dieser Kirche sitzen die Gefangenen, die Gefangenen sind morgen früh zu erschießen, und er, Prack, hat den Auftrag, es ihnen zu eröffnen! Nun, man ist ja doch kein Staatsanwalt, kein Kerkermeister und kein Schinder, man braucht es den armen Leuten ja nicht so plump zu sagen, man wird es ihnen also so . . . so durch die Blume zu verstehen geben.

In diesem Vorsatze also läßt er die Gefangenen heraufrufen, sieht diese verhungerten und jämmerlichen Gestalten, denkt daran, daß es eigentlich Standesgenossen sind, entdeckt plötzlich unter diesen alten Baronen zwei Herren, die er kurz vor dem Kriege in Oranienbaum auf einem Tee bei der alten Großfürstin Marie getroffen hat . . .

Und bemerkt, daß sie ihn erkannt haben, schämt sich seines tiefen Falles und fühlt innen eine offene Wunde brennen . . .

Versteckt sich hinter der Liste und sucht die Peinlichkeit dieses Wiedersehens zu überwinden, indem er laut die Namen aufruft und mit dem Schreiber herumkeppelt, der es unterlassen hat, neben diese Namen das Geschlecht und das Alter zu schreiben.

„Von Buch, Klockmann, von Manderheim, von Elsenau, Grüning . . ." Eine lange Reihe. Alle melden sich denn auch richtig, und es fehlt nur einer, der als letzter auf der Liste steht . . .

„Von Dostheim."

Niemand meldet sich.

„Herr Dostheim . . . Gospodjin Dostheim."

Ein junges Mädchen tritt vor und klärt die Angelegenheit dahin auf, daß das Fräulein von Alt-Dostheim vor einigen Stunden schwer erkältet und fiebernd eingeliefert sei und unten liege, und daß man nicht das Herz gehabt habe, sie heraufzuholen — Prack hört es, verschanzt sein im Grunde keineswegs hartes Herz hinter Fluchen und Rasaunen, besteht darauf, daß alle Gefangenen anwesend sind, und schickt Ninotschka, sie solle „Frau Dostheim" holen, und beginnt inzwischen mit seiner Ansprache an diese Geiseln . . .

Er sucht nach den passenden Worten, fährt sich in seiner Unbeholfenheit durch das Haar, stottert herum, findet endlich. Es werde also morgen früh, so eröffnet er den Gefangenen, in ihrer Lage eine gewisse Veränderung eintreten . . . man solle sich nichts Schlimmes dabei denken und sich darauf vorbereiten und wieder ruhig nach unten gehen . . .

So sagt er, was er zu sagen hat, und die meisten von diesen Leuten wissen wohl, was es bedeutet, und ein paar sind blaß geworden, und die meisten starren traurig vor sich hin, und nur einige wenige denken an Freilassung oder Besserung ihrer Lage . . .

Er aber, der Prack, ist außerordentlich stolz auf seine Rednerleistung und ist sehr froh, die Sache hinter sich zu haben und will schon gehen und erinnert sich daß er sich noch nicht von der Anwesenheit von Dostheim überzeugt hat . . .

Kehrt noch einmal um, sieht Ninotschka mit der Gefangenen kommen und geht auf sie zu: „Heißen Sie Dostheim?" Da aber geschieht etwas, worauf er keineswegs vorbereitet gewesen ist.

Die Gefangene nämlich (übrigens ein schönes und junges, offenbar aber wirklich schwer krankes und jedenfalls fieberndes Geschöpf), geht ein paar Schritte auf Prack zu, bleibt stehen, starrt ihn, als sei er ein alter Bekannter von ihr, an . . .

Schreit laut auf, greift, als wollte sie sich an etwas halten, mit den Händen in die leere Luft.

Taumelt und fällt vornüber auf die Fliesen und liegt. Offenbar ist sie wirklich schwer krank, und schön ist sie auch, und er ist doch kein Unmensch, sondern der kaiserliche Stabsrittmeister von Prack. Und er beugt sich über die Kranke . . .

Er benimmt sich dabei recht unbeholfen, vergißt auch gänzlich, daß sie seine Gefangene ist, verrennt sich durchaus in die Formen seiner Vergangenheit und benimmt sich ganz so, als sei auf dem Parkett des Winterpalais eine Hofdame in Ohnmacht gefallen . . .

(Fortsetzung folgt!)

*) Petersburger Restaurant.

Der „verrückte" Grabbe.

Von Rudolf Kurth.

Christian Dietrich Grabbe, dessen Todestag sich am 12. September zum hundertsten Male jährt, gehört zu den Dichtern, deren Schicksal es ist, daß ihre Bedeutung, vor allem auch ihre dichterische Stellung in der Entwicklung einer nationalen Literatur erst viel, viel später erkannt und anerkannt wird. Erst im dritten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts haben zwei seiner dichterischen Werke, „Napoleon oder die hundert Tage" und das ironisch-humoristische Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" mehr Aufführungsziffern erlebt, als in den vorangegangenen Jahrzehnten zusammen.

Der äußere Lebenslauf des Dichters Grabbe, der erst 90 Jahre nach seinem Tode zu einer gewissen Berühmtheit gekommen ist, ist bald erzählt. Sein Leben umfaßt im ganzen 35 Jahre. Er wurde in Ditmold am 11. Dezember 1801 geboren und ist dort nach einem wirbligen Leben am 12. September 1836 gestorben. Sein Vater war Gefängnisverwalter, oder, wie man damals sagte, Zuchtmeister. Es war eine eigenartige Umwelt, in die Grabbe hineingeboren wurde, denn schon in frühester Jugend erlebte er tiefe und wenig erfreuliche Eindrücke. Außerdem war seine Mutter eine Trinkerin. Die Hauptschuld an der wirren Gestaltung seines Lebensweges trug er freilich selbst. So war es ein vergebliches Bemühen, daß sein Vater sein Leben in geordnete Bahnen lenken wollte. Auf Wunsch der Eltern widmete er sich von 1820 bis 1823 in Leipzig und Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft. Noch während er Student war, erkannte er seinen eigentlichen Beruf, den Beruf des Dichters. Als er sein erstes dramatisches Werk „Herzog Theodor von Gotland" beendet hatte, gab er das Studium auf. In Dresden versuchte er, gestützt auf Empfehlungen des Shakespeare-Übersetzers eine Anstellung bei einem Theater als Schauspieler oder Spielleiter zu finden. Da dies jedoch mißglückte, kehrte er im Herbst 1823 nach Detmold zurück und vollendete seine Studien. 1824 wurde er Advokat, 1828 Auditeur des Lippeschen Bataillons und verheiratete sich 1833 mit Luise Christiane, der Tochter des Geschichtsschreibers Clostermeier. Die Ehe gestaltete sich jedoch außerordentlich unglücklich, so daß seine Gattin die Klage auf Ehescheidung einreichte. Bevor es zu einer gerichtlichen Entscheidung kam, hauchte Grabbe, todkrank an Leib und Seele, sein Leben aus.

*

Seine ersten dramatischen Werke fanden auch bei seinen Freunden keinen Anklang. Er erschien ihnen als „verrückt" und nur wenige haben damals bereits erkannt, daß die angebliche „Verrücktheit" im Grunde Genialität war, die sich freilich in großer Wildheit und in blutigen und grausigen Bildern austobte. Auch die Werke der späteren Jahre nahmen nur wenig Rücksicht auf die Feinfühligkeit oder Empfindlichkeit seiner Mitmenschen. Von der phantastischen Zeitkarikatur „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" hat er selbst gesagt: „Um alles zu verspotten, bemüht der Verfasser den Teufel, seine Großmutter, ja sich selbst in dieses Stück hinein, nichts in Literatur und Leben bleibt unversehrt." Später hat er sich vornehmlich dem Geschichtsdrama zugewandt. Hier zeigt sich seine besondere Begabung. Man hat ihn in der Feinheit und Lebendigkeit der Einfühlung in historische Zeiten und Persönlichkeiten mit Schiller verglichen und ihm in dieser Beziehung als ebenbürtig zur Seite gestellt. Als ersten Stoff wählte er „Marius und Sulla". Später folgten die Hohenstaufen-Tragödien „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI." Sein Versuch, zwei Helden des titanischen Dranges „Don Juan" und „Faust" einander gegenüberzustellen, mißglückte zwar, ließ aber seine dichterische Begabung klarer hervortreten, als bei den übrigen Werken. Sein bestes, kühnstes und auch in der Sprache hervorragendstes Werk ist „Napoleon oder die hundert Tage", in dem er einen neuen eigenen Stil entwickelt. Seine letzten Arbeiten, der „Hannibal" und der Entwurf zu einem Drama „Hermannschlacht", das er aber nicht mehr vollenden konnte, fallen etwas dagegen ab.

*

Im Urteil der Zeitgenossen wird Grabbe als ein Opfer seines ausschweifenden Lebens und seines übermäßigen Trinkens hingestellt, das er als verderbliche Erbschaft von seiner Mutter übernommen haben soll. Demgegenüber steht die Tatsache, daß Grabbe sein ganzes Leben hindurch niemals über so viel Geld verfügt hat, um sich einem ausschweifenden Leben hinzugeben. Neben der todbringenden Krankheit hat das innere Feuer, das in ihm loderte, einen bedeutsamen Anteil daran gehabt, ihn frühzeitig zu verzehren. Auch haben die vielen Enttäuschungen, die er erleben mußte, der vergebliche Kampf um seine Anerkennung als Dichter, das Ringen um das materielle Dasein und schließlich auch die unglückliche Ehe schwer genug an ihm gerüttelt und ihn seelisch und körperlich untergraben. Die heutige Zeit hat die geniale Kraft seiner Werke, die ihn in gewisser Beziehung mit Shakespeare verwandt erscheinen läßt, richtig erkannt. Grabbe war der erste deutsche Dichter, der über das Schillersche Jambendrama hinausstrebte zu einer völlig neuen Form der historischen Tragödie. Seine Dichtungen sind eine einzige Auflehnung gegen den literarischen Schönheitssinn seiner Epoche, eine Auflehnung gegen das klassische Ideal der „Edlen Einfalt und stillen Größe" und eine Zersprengung der fast schon erstarrten Form. Wenn er kein Vollender werden konnte, wurde er doch zu einem bedeutungsvollen Wegbereiter einer künftigen realistischen Kunst, denen sich dann spätere Könner gewidmet haben.

Ein herrenloser Hund.

Skizze von Hjalmar Söderberg.

Ein Mann starb, und als er tot war, kümmerte sich niemand um seinen schwarzen Hund. Der Hund trauerte lange und bitterlich um ihn. Er legte sich nicht hin, um auf seines Herrn Grab zu sterben, vielleicht weil er nicht wußte, wo er es finden sollte, vielleicht auch, weil er ein junger und im Grunde frohmutiger Hund war und noch neugierig aufs Leben.

Es gibt zwei Arten von Hunden: solche, die einen Herrn haben, und solche, die keinen haben. Äußerlich besteht kein großer Unterschied. Ein heimatloser Hund kann ebenso wohlgenährt sein wie die anderen, sogar wohlgenährter; nein, der Unterschied liegt anderswo. Der Mensch ist des Hundes ganzes Sein, seine Vorsehung. Ein Herr, dem man gehorchen muß, nachlaufen darf, auf den man sich verlassen kann, ist sozusagen der Sinn des Hundelebens. Gewiß ist er nicht jede Minute des Tages mit Gedanken an seinen Herrn beschäftigt, auch folgt er ihm nicht immer auf den Fersen. O nein, er läuft oft, von seinen eigenen Geschäften eingenommen, herum, beriecht Ecken, knüpft Bekanntschaften mit seinesgleichen an, schnappt nach einem Knochen, wenn sich die Gelegenheit bietet, aber im Augenblick, wenn sein Herr pfeift, verschwindet all das aus seinem Hundesinn, denn er weiß, daß er gebraucht wird. Er vergißt seine Ecken, seine Knochen, seine Hundefreunde und eilt zu seinem Herrn.

Der Hund, dessen Herr starb, vermißte ihn lange Zeit schmerzlich. Als aber die Tage verstrichen, ohne daß irgend etwas geschah, was ihn an seinen Herrn erinnert hätte, vergaß er ihn. In der Straße, wo sein Herr gelebt hatte, war keinerlei Witterung mehr. Wenn er mit anderen Hunden in den Anlagen spielte, schnitt häufig ein Pfiff durch die Luft, und im gleichen Augenblick war der andere Hund fort wie der Wind. Der Alleingebliebene stellte seine Ohren, aber niemand pfiff wie sein Herr. Also vergaß er ihn, und mehr noch, er vergaß, daß er je einen Herrn gehabt hatte. Er vergaß, daß es eine Zeit gegeben hatte, da er es für einen Hund nicht für möglich gehalten hatte, ohne einen Herrn zu leben. Er wurde das, was man als einen Hund, der bessere Tage gesehen hat, bezeichnen könnte, wenigstens innerlich, denn äußerlich ging alles soweit ganz gut. Er lebte, wie nur ein Hund leben kann, indem er dann und wann einen guten Happen auf dem Marktplatz stahl, Prügel bekam, seine Liebeshändel hatte und sich zum Schlafen hinlegte, wenn er müde war. Er erwarb sich Freunde und Feinde. Das eine Mal spielte er einem schwächeren Hunde übel mit, das andere Mal wurde er ordentlich zugerichtet von einem, der stärker als er war.

Früh am Morgen konnte man ihn die Straße hinunterlaufen sehen, in der einst sein Herr gewohnt hatte; aus Gewohnheit blieb er in diesem Viertel. Er lief schnurgerade vor sich hin, als habe er einen wichtigen Auftrag, beschnupperte im Vorbeilaufen einen andern Hund, nahm sich aber nicht die Mühe, die Bekanntschaft auszudehnen. Er lief

weiter, dann setzte er sich plötzlich hin, um sich hinterm Ohr zu kratzen. Gleich darauf fegte er über die Straße, um eine gelbe Katze in ein Kellerfenster hinunterzuhetzen, dann setzte er seinen Weg in der Art eines Beschäftigten fort und verschwand um die Ecke. Auf diese Weise verstrichen seine Tage, und die Jahre folgten eines dem andern, so daß er ein alter Hund wurde, ohne es zu merken. —

Es war ein trüber Abend, dunstig und kalt, zwischendurch fiel Regen. Der alte Hund hatte sich den ganzen Tag über in einem anderen Stadtviertel herumgetrieben. Er kam langsam die Straße herunter, ein wenig hinkend, dann und wann blieb er stehen, um den Regen von seinem schwarzen Fell zu schütteln, das am Kopf und Kragen grau gesprenkelt worden war im Lauf der Jahre. Er trottete daher, bog in einen Torweg ein. Als er wieder herauskam, begleitete ihn ein anderer Hund. In einem Augenblick hatte sich ein dritter zu ihnen gesellt: es waren junge, spielerische Hunde, sie wollten mit ihm tollen. Aber er war nicht guter Laune, außerdem hatte es heftig zu regnen begonnen.

Ein Pfiff durchschnitt plötzlich die Luft, ein langer, durchdringender Pfiff. Der alte Hund stellte seine Ohren, es war ihm plötzlich so seltsam zu Mute. Der Pfiff wiederholte sich, und der alte Hund machte unentschlossen Ansätze, erst in einer Richtung, dann in der anderen. Es war sein Herr, der pfiff; er mußte ihn suchen. Zum dritten Mal pfiff jemand langgezogen und durchdringend wie vorher. Wo ist er, in welcher Richtung? Wie konnte ich meinen Herrn verlieren? Und wann war das, gestern oder vielleicht nur gerade eben? Wie sah er aus, wie roch er? Wo — wo ist er? Er rannte umher, beroch die Vorübergehenden, aber keiner war sein Herr oder wollte es sein. Er machte kehrt, lief zu der Ecke zurück: dort blieb er stehen, um in alle Richtungen zu schauen. Sein Herr war nicht da. Er rannte wieder die Straße hinauf, Schmutz umspritzte ihn, und der Regen tropfte von seinem Fell. Zuletzt setzte er sich an einer Straßenkreuzung hin und, seinen zottigen Kopf hochgereckt, heulte er mit zum Himmel erhobener Schnauze.

Habt ihr jemals einen solchen vergessenen, herrenlosen Hund gesehen, habt ihn gehört, wenn er heult und heult, seine Schnauze zum Himmel gereckt? Andere Hunde drücken sich leise beiseite, den Schwanz zwischen den Beinen. Sie können ihm weder helfen noch trösten.

(Aus dem Schwedischen von Hans B. Wagenseil.)

Gaunergeschichten aus Chicago.

Bill Buggers wird von einem Schutzmann angehalten.

„Wie heißen Sie?"

„Muhamud Budhana."

„Was sind Sie?"

„Ein Mensch."

„Ich meine, was Sie von Beruf sind?"

„Prophet."

„Hahaha", lacht der Hüter des Gesetzes, „Prophet sind Sie? Was können Sie mir prophezeien?"

Bill Buggers schaut sinnend umher, schließt die Augen, öffnet sie wieder und sagt schließlich:

„Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen?"

Der Schutzmann reicht ihm die Hand.

„Leider", babbelt Bill, „leider muß ich Ihnen eröffnen, daß ein großer Verlust Ihnen bevorsteht."

Das ist auch prompt eingetroffen. Denn kurz nachher merkte der Schutzmann, daß seine Brieftasche und seine Uhr weg waren.

*

Jack übernachtet zum erstenmal im Gefängnis.

Am nächsten Morgen fragt ihn der Gefängniswärter:

„Wie gefällt es Ihnen hier? Haben Sie gut geschlafen?"

Jack schüttelt den Kopf:

„Ich konnte sehr schlecht schlafen. Ich mußte immer wieder aufstehen und nachsehen, ob die Sicherheitskette vor war."

*

„Vier Wochen werden Sie noch hier logieren", sagt der Zellengewaltige tröstend, „dann sind Sie wieder ein freier Vogel."

„Vier Wochen?" lacht Frank Palsh. „Ich bleibe nur noch einen Tag hier!"

„Das könnte Ihnen so passen! Warum gehen Sie nicht gleich, wenn Sie es können?"

„Heute geht es noch nicht", meint Frank, „ich habe mir eben aus der Gefängnisbibliothek einen dicken Wälzer geholt; das Buch ist so spannend, daß ich es zu Ende lesen möchte . . ."

*

Zwei Gauner unterhalten sich.

„Von morgen ab müssen wir eine Fliegerschule besuchen."

„Warum eine Fliegerschule?"

„Ja, man muß sich einfach schämen! Es gibt so viele Flugzeuge — und unsereins kann keine stehlen, weil man nicht damit umzugehen weiß . . ."

*

„Schlechte Zeiten", knurrt Johnny. „Gestern suchte ich eine Bank auf, hielt die beiden Inhaber in Schach — und der Erfolg? Dreißig Dollar befanden sich im Kassenraum!"

„Ja", meint Freddy zustimmend. „Zehn Jahre lang habe ich gelernt und geschuftet. Kann die Unterschriften von hundert berühmten Bankiers täuschend ähnlich nachahmen. Und was nutzt das alles? Die Herren haben ja heute nichts . . ."



Lustige Ecke



Verspätete Frage.



„Sagen Sie mir bitte, wie entfaltet man eigentlich so einen Fallschirm!"

*

Der Feldherrnblick.

In der bösesten Stunde während der Schlacht traf Bismarck mit Moltke zusammen. Bismarck hielt dem Schlachtendenker seine Zigarrentasche hin, in der sich gerade noch zwei Exemplare befanden.

Mit genialem Feldherrnblick wählte Moltke die bessere von beiden.

„Ich schloß daraus", erzählte später einmal Bismarck im Freundeskreise, „daß unsere Aussichten in der Schlacht keineswegs schlecht sein konnten . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg